

Mitteilungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft

Nr. 33 (2015)

Verantwortlich für diese Rubrik:

Peter Henningsen, München

Redaktion:

Rainer-M. E. Jacobi, Bonn

Bibliografie

DOI <http://dx.doi.org/10.1055/s-0041-111136>
Fortschr Neurol Psychiatr 2015;
83: 713–718 © Georg Thieme
Verlag KG Stuttgart · New York ·
ISSN 0720-4299

Korrespondenzadresse

Rainer-M. E. Jacobi
Medizinhistorisches Institut der
Universität Bonn
Sigmund-Freud-Str. 25
53105 Bonn
rme.jacobi@vwwg.de

Richard von Weizsäcker



15. April 1920 – 31. Januar 2015

Mit Richard von Weizsäcker ist das letzte Gründungsmitglied des Beirats unserer Gesellschaft verstorben. Neben seinem Bruder, dem Physiker und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker, dem Verleger und Publizisten Siegfried Unselde und dem Nestor der deutschen Psychosomatik Thure von Uexküll gehörte er nicht nur seit Gründung der Gesellschaft ihrem Beirat an, vielmehr war er stets bereit, sie mit gutem Rat und tätiger Hilfe zu begleiten. Dies vor allem zeigte sich auf besonders eindrucksvolle Weise in den letzten Jahren. So verfolgte er mit großem Interesse die vielfältigen Bemühungen zur Erschließung und Sicherung der nachgelassenen Materialien seines Onkels Viktor von Weizsäcker. „Die Zusammenführung und Zugänglichmachung der Unterlagen und Briefe in den so vorbildlich organisierten Beständen des Marbacher Literaturarchivs“ erschien ihm als „eine gute und hilfreiche Entscheidung.“¹ Zwar bat er mit Rücksicht auf sein hohes Alter um freundliches Verständnis, dem Marbacher Symposium zum Nachlass Viktor von Weizsäckers im April 2013 fernbleiben zu dürfen, verband dies gleichwohl mit einigen bemerkenswerten Hinweisen, die nun als gleichsam letzte Äußerungen,

seinen verehrten Onkel betreffend, hier bekanntgemacht werden sollen.²

„Viktor von Weizsäcker war ein jüngerer Bruder meines Vaters Ernst. So lange meine Eltern noch aus diplomatischen Berufsgründen im Ausland waren, nahm sich Viktor, der selbst seine beiden Söhne im Krieg verloren hatte, meines Schicksals freundlich an.

Es war für mich nie leicht, ihn zu verstehen. Soweit ich es einigermaßen zutreffend aufnehmen konnte, setzte er sich als Arzt, Naturwissenschaftler und Philosoph für eine Erweiterung des rein naturwissenschaftlichen und positivistischen Weltbildes der Medizin ein. Er wurde ein wichtiger Mitbegründer der psychosomatischen Medizin in unserem Land. Ihm erschien es als eine Notwendigkeit, das Subjekt des Kranken in die wissenschaftliche Medizin einzufügen. Stets beschäftigten ihn philosophische und religiöse Fragen. Die Aufgabe des Sozialen in Medizin und Gesellschaft ließ ihn nicht los.

Einmal hörte ich ihn sagen: Die Psychosomatische Medizin ist wahrlich noch kein ausgewachsener Herkules, sondern nur ein Bambino. Aber sie hat es mit der Schlange des Äskulap zu tun.“³

Um eine Einschätzung zukünftiger editorischer Unternehmungen gebeten, bekundete er seine „Freude und Dankbarkeit“ hinsichtlich eines vom Deutschen Literaturarchiv unterstützten Projekts

¹ In seinem Brief vom 11. Dezember 2013 an den Vorstandsvorsitzenden Heinz Schott reagierte er mit diesen Worten auf den Bericht zum Symposium „Viktor von Weizsäcker – Der Nachlass“ am 17. April 2013 in Marbach. Vgl. Mitteilungen Nr. 31 (2013), Fortschr Neurol Psychiatr 2013; 81: 735–737. Für die freundliche Zustimmung zum Abdruck dieser wie der folgenden Passagen aus den Briefen Richard von Weizsäckers sei dessen Sohn Fritz von Weizsäcker sehr herzlich gedankt.

² Für weitere Äußerungen zu seinem Onkel Viktor sei sowohl auf den Abdruck einer Passage aus dem Lebensrückblick „Vier Zeiten – Erinnerungen“ aus Anlass seines 80. Geburtstages in den Mitteilungen Nr. 10 (2000), Fortschr Neurol Psychiatr 2000; 68: A29–A30 verwiesen, als auch auf das Grußwort zur Eröffnung der Berliner Park-Klinik Sophie Charlotte am 2. September 2009; vgl. hierzu Mitteilungen Nr. 25 (2010), Fortschr Neurol Psychiatr 2010; 78: 613–614.

³ Brief Richard von Weizsäckers an den Direktor des Deutschen Literaturarchivs Marbach, Ulrich Raulff, vom 6. November 2012.

in Verbindung mit dem gleichfalls zum Marbacher Bestand gehörenden Nachlass des Philosophen, Publizisten und späteren Mitbegründers der Politologie Dolf Sternberger. Eine „Publikation der Korrespondenz zwischen Dolf Sternberger und Viktor von Weizsäcker“ freude ihn „ganz persönlich und gibt sicher prägende Einblicke in die Gedankenwelt beider Persönlichkeiten, die jeder zentrale Beiträge in ihren jeweiligen Handlungsfeldern geleistet haben. Die diesbezüglichen Bemühungen der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft und des Marbacher Archivs unterstütze ... (er) mit Überzeugung.“⁴

Neben seinem eigenen Interesse an dem hier zur Verhandlung stehenden spannungsreichen Verhältnis von Politik und Medizin hat diese Ermutigung mit dem Gespür für die besondere Nähe zwischen diesen beiden Briefpartnern zu tun. Ähnlich, wie er es anlässlich seiner Marbacher Schillerrede zum 200. Todestag Friedrich Schillers in anderem Zusammenhang ausführte, handelt es sich auch bei dem, was diesen Briefen „die Verbindung stiftet, ... (um) die wechselseitige Anerkennung geistiger und sittlicher Ebenbürtigkeit“⁵.

Den für die Verbreitung des Werkes Viktor von Weizsäckers wirkungsvollsten und nachhaltigsten Umgang mit Richard von Weizsäcker verdanken wir unserem Ehrenmitglied Dieter Janz. So war er auch gern bereit, bei Anlass der letzten Mitgliederversammlung am 10. Oktober 2015 einige Worte des Gedenkens und der Erinnerung zu sprechen. Diese Worte kommen dank seiner freundlichen Zustimmung hier zum Abdruck.

Erinnerung an Richard von Weizsäcker

Von Dieter Janz

Richard von Weizsäcker war ein humorvoller und freundlicher Mensch, jedem, der ihm persönlich begegnete, offen zugetan und an allem interessiert, was man ihm vortrug oder antrug. Ging es etwa um die Bitte zur Eröffnung einer Tagung, dann fragte er zwar: Worum geht es da? – aber dann kam fast immer ein: Davon verstehe ich doch gar nichts. Was ihm aber keineswegs als Grund zur Absage, sondern einer Bescheidenheit diente, die eine höfliche Form der Neugierde war, mehr darüber zu erfahren.

So kam er einmal, als ich ihn gebeten hatte, zur Feier des 40-jährigen Jubiläums der Gründung einer Stiftung für Epilepsie, der „Stiftung Michael“, ein Grußwort zu sprechen, eigens – wie es schien – mit der Frage: Was soll ich da denn sagen, ich verstehe doch gar nichts von Epilepsie, zu mir nach Hause und ließ den Chauffeur nicht wieder anspannen, bevor er nicht ein Privatissimum über Epilepsie und die Geschichte der Stiftung gehört hatte, die ihn auch aus nostalgischen Gründen interessiert haben mag, weil der Stifter – der Vater eines Patienten von mir – und die Familie Weizsäcker aus der gleichen Gegend kamen.

Getroffen habe ich ihn das erste Mal, als er Bürgermeister von Berlin geworden war und Hellmut Becker, der Leiter des neuen Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, der seit früher Jugend mit ihm befreundet war, uns mit unseren Frauen zu einer Teestunde in seinem Garten einlud. Diese Gelegenheit nutzte ich, um einmal seinen Besuch im Kreis derer zu verabreden, die

an der Herausgabe der Schriften seines Onkels mitgearbeitet hatten. Bei diesem Treffen, an dem glücklicherweise auch seine Cousine Cora, die einzige noch lebende Tochter von Viktor, teilnehmen konnte, berichtete Richard mit großem Respekt von seinen Begegnungen mit ihm, der ihm wie zu einem zweiten Vater geworden sei, zumal sein Vater als Diplomat lange Jahre im Ausland gelebt habe. Besonders ging mir ein, dass er sagte, Viktor habe in der Familie als der Bedeutende gegolten, er bewundere, wie wir sein Werk fortsetzten.

Als Hans Stoffels – damals Vorsitzender des Vorstandes unserer Gesellschaft und Initiator einer neuen psychiatrischen Klinik mit einer psychosomatischen Abteilung – den inzwischen Bundespräsident gewordenen Richard von Weizsäcker bat, zur Eröffnung seiner Klinik ein Grußwort zu sprechen, wird er die gleiche Erfahrung gemacht haben, zunächst wie hilflos gefragt worden zu sein, was er denn dazu sagen solle, um dann – wie ich und vermutlich die ganze Versammlung sich erinnern – eine so sachlich bewanderte und gleichwohl glänzende Rede gehört zu haben.

Wenn ich zum Abschluss meiner Vignette noch berichte, dass das letzte Mal, das wir festlich beisammen waren, mein letzter großer Geburtstag war, und erwähne, dass wir beide nur um wenige Tage älter oder jünger als der andere sind, und mich erinnere, dass mir immer in seiner Wesens- und Lebensart Züge von Viktor lebendig geblieben sind, so werden Sie besser verstehen, was mich mit ihm und mit seinem Gedächtnis an ihn verbindet.

Michael Theunissen



11. Oktober 1932 – 18. April 2015

Der im Frühjahr dieses Jahres verstorbene Berliner Philosoph Michael Theunissen war kein Mitglied unserer Gesellschaft. Dennoch gibt es gute Gründe, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Sie liegen weniger darin, dass er dem Anliegen dieser Gesellschaft nahestand und eine Mitgliedschaft erwogen hatte, als vielmehr in seinem Werk, genauer eigentlich im Ausgang und in der Form seines Denkens.⁶ Nicht nur stand an dessen Anfang die leidvolle Erfahrung eigener Krankheit, wodurch ihm die Lektüre der Schrift *Furcht und Zittern* von Sören Kierkegaard zum persönlichen Schlüsselerlebnis wurde. Mehr noch: Der Philosophie selbst gehe letztlich die Erfahrung eines Leidens an dem voraus, was zwar ist, aber nicht sein soll. Sie erwächst gleichsam aus dem Unbehagen an der vermeintlichen Alternativlosigkeit des Bestehenden. Philosophie habe, so seine Überzeugung, „ein anderes als das angebotene Leben“ zu ermöglichen.⁷ Denn erst in ihrer „Lebensrelevanz“ erweise sich das Besondere der Philosophie. Anders als den Wissenschaften gehe es ihr um das Ganze des menschlichen Lebens – also auch um all das, was sich den geordneten Formen wissenschaftlicher Rationalität entzieht. Damit hat die große Nähe zu Literatur und Kunst,

⁴ Brief Richard von Weizsäckers an Heinz Schott vom 11. Dezember 2013. Vgl. hierzu auch Richard von Weizsäcker, Nachdenken über Patriotismus. Ansprache des Bundespräsidenten in der Universität Heidelberg am 6. November 1987 anlässlich des 80. Geburtstages von Dolf Sternberger. Ruperta Carola. Heidelberger Universitätshefte 1988; 40: Heft 78, S. 109 – 113.

⁵ Richard von Weizsäcker, Friedrich Schiller. Rede am 12. November 2005 in Marbach am Neckar. Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 2006; 50: 681 – 691, hier S. 685.

⁶ Hier sei lediglich an seine Mitwirkung bei der 6. Jahrestagung im Jahr 2000 in Berlin erinnert; vgl. Michael Theunissen, Wie ist soziale Krankheit möglich? Über Viktor von Weizsäckers Reformschrift, in: Stoffels, H. (Hrsg.), Soziale Krankheit und soziale Gesundheit, S. 21 – 33. Königshausen & Neumann, Würzburg 2008.

⁷ „Ein anderes Leben als das angebotene.“ Ein Gespräch mit dem Philosophen Michael Theunissen. Neue Zürcher Zeitung, 10. Oktober 2002, Nr. 235, S. 36.

aber auch zur Theologie zu tun, die den Denkwegen von Michael Theunissen eigentümlich war.⁸

Es macht den Ernst und die Kompromisslosigkeit dieser philosophischen Haltung aus, dass sie versucht, den Täuschungen in der Rede vom Menschen zu entgehen. Und genau darin trifft sie sich mit der Medizinischen Anthropologie Viktor von Weizsäcker. Denn auch sie widerstreitet der Täuschung, dass es die Gesundheit oder eine abstrakte Normalität sein könne, die zur Anleitung ärztlichen Denkens und Handelns ver helfe. Stattdessen sind es die Not, der Schmerz und die Krankheit, die am Anfang aller Medizin stehen. Ihre Aufgabe sei es daher, die „Entstehung des Gesunden aus dem Kranken zu begleiten“. Sie muss also „etwas aus den leidenden Zuständen lernen, welche uns der Leib beschert“. Dem entspricht die tiefe, wenn auch zumeist verdrängte Einsicht, dass „die schmerzenden und quälenden Formen des Leidens über die Wahrheit weniger zu täuschen vermögen als die freundlicheren und friedlicheren Zustände“. Mithin sind es die negativen Zustände des Leidens, der Unzulänglichkeit und Störung, die „als die belehrenderen gelten“ dürfen.⁹

Michael Theunissen kommt das Verdienst zu, in dieser Haltung nicht nur eine philosophische Methode, sondern das Schicksal modernen Denkens überhaupt erkannt zu haben.¹⁰ Sören Kierkegaard, dem sein lebenslanges Interesse galt, sei der erste gewesen, „der es unter den gegebenen Umständen nicht mehr für möglich hielt, ein mitgebrachtes Menschenbild zur Norm zu erheben und an ihm die sogenannten Anomalien zu messen, und der statt dessen den Versuch unternahm, umgekehrt aus einer Analyse deformierten Menschseins Aufschlüsse über die Bestimmung des Menschen zu gewinnen.“¹¹ Wie dieser „Negativismus“, der das Positive aus der Negation der Negativität des Negativen gewinnt, für Theunissen zum hermeneutischen Schlüssel für eine die Einzelexistenz weit überschreitende gesellschafts- und geschichtskritische Perspektive wird, so kennzeichnet er im Sinne eines „therapeutischen Negativismus“ den Kern der anthropologischen Medizin Viktor von Weizäckers: nämlich deren

„biographische Methode“ als eine affirmativ negierende Arbeit an der Negativität der Krankheit.¹²

Diese methodische Korrespondenz zwischen Philosophie und Medizin, wie sie Theunissen und Weizsäcker verstehen, findet einen weiteren Beleg in der materialreichen Dekonstruktion neuzeitlicher Bewusstseinsphilosophie, mit der Michael Theunissen bereits in den 1960er Jahren eher beiläufig eine Anleitung zur Rezeption des Weizäckerschen Werkes lieferte.¹³

Am augenfälligsten findet dieser Denkweg seine Fortsetzung bei dem Baseler Philosophen Emil Angehrn, einem frühen Schüler von Michael Theunissen. Umso dankbarer sind wir für dessen Bereitschaft, an dieser Stelle etwas zum Gedenken an seinen großen Lehrer auszuführen.¹⁴

Zum Gedenken an Michael Theunissen

Von Emil Angehrn

Die Ausstrahlung der philosophischen Arbeit von Michael Theunissen verdankt sich ebenso sehr der akademischen Lehre wie einer lebenslangen Forschungstätigkeit und wegweisenden Publikationen. Das besondere Profil seines Philosophierens lässt sich durch drei Grundzüge, die je für spezifische Spannungsverhältnisse stehen, umreißen.

Ein erster liegt in der Verbindung von historischem und systematischem Interesse. Ein Merkmal der Lehre wie der Forschung war die eindringliche, philologisch und historisch belehrte Textarbeit, die sich um subtilste Analyse und Deutung von Texten bemühte, doch dies nie als Selbstzweck betrieb, sondern ganz vom Interesse an der Sache, an den leitenden Fragen eines Autors und den uns angehenden Problemen getragen war. Nicht als Traditions pflege interessierte ihn die historische Rückschau, sondern als lebendige Aneignung, die Vergangenes zugleich verwandelt, sich auch von ihm abstößt. Dabei ging es nicht einfach um die historische Kontextualisierung bestimmter Theorien, sondern um eine Besinnung auf das Ganze der Geschichte, wobei ein besonderes Augenmerk der Frühgeschichte der Philosophie, der Herausbildung ihrer Begriffe, Probleme und Denkformen im griechischen Denken galt. Diese *archäologische Reflexion*, in der er eine genuin der Philosophie zufallende Aufgabe in der Wissenschaftskultur sah, wollte Theunissen eine Stufe weiter treiben als jene, die die Philosophie auf ihre klassischen Gründerfiguren Platon und Aris-

⁸ Hierzu vor allem die epochale Studie, die zum Auftakt seines Spätwerkes werden sollte: Michael Theunissen, Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit. C. H. Beck, München 2000; vgl. auch Adelbert Reif, Pindar, Hölderlin und die Aktualität der frühen Griechen. Gespräch mit Michael Theunissen. Sinn und Form 2001; 63: Heft 2, S. 220 – 230; Jürgen Paul Schwindt, Michael Theunissens Pindar und die Stunde der Philologie. Merkur 2002; 56: Nr. 640, S. 710 – 716.

⁹ Viktor von Weizsäcker, Pathosophie (1956). Ges. Schriften, Bd. 10, S. 14, 17 f. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2005.

¹⁰ Vgl. Michael Theunissen, Selbstverwirklichung und Allgemeinheit. Zur Kritik des gegenwärtigen Bewußtseins. de Gruyter, Berlin 1982.

¹¹ Michael Theunissen, Wilfried Greve, Kierkegaards Werk und Wirkung, in: dies. (Hrsg.), Materialien zur Philosophie Sören Kierkegaards, S. 11 – 104, hier S. 66. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1979. Noch deutlicher wird dies in einer allein diesem methodischen Ansatz gewidmeten Untersuchung, wo er betont, dass Kierkegaard „überhaupt darauf verzichtet, eine bestimmte Vorstellung von Gesundheit zur Norm zu erheben, um nach ihr die Krankheit als Anomalie zu beurteilen, und statt dessen aus dem Kranksein eine Idee von Gesundsein entwickelt.“ Michael Theunissen, Das Selbst auf dem Grund der Verzweiflung. Kierkegaards negativistische Methode. Anton Hain, Frankfurt/M. 1991, S. 16.

¹² Zum „therapeutischen Negativismus“ vgl. Rainer-M. E. Jacobi, Gegenseitigkeit und Normativität. Eine problemgeschichtliche Skizze zu den Grundfragen medizinischer Ethik, in: Gahl, K., Achilles, P., Jacobi, R.-M. E. (Hrsg.), Gegenseitigkeit. Grundfragen medizinischer Ethik, S. 461 – 492. Königshausen & Neumann, Würzburg 2008, hier S. 489 f. Weizsäcker selbst stellt den Negativismus seiner biographischen Methode in der späten Schrift „Medizin und Logik“ aus dem Jahr 1951 dar (Ges. Schriften, Bd. 7, S. 334 – 365, bes. S. 353 ff.); vgl. hierzu Rainer-M. E. Jacobi: „Ja, aber nicht so.“ Das Erzählen der Krankengeschichte bei Viktor von Weizsäcker. Jahrbuch Literatur und Medizin 2009; 3: 141 – 162, hier S. 157 ff.

¹³ Vgl. Michael Theunissen, Der Andere. Studien zur Sozialontologie der Gegenwart (1965). de Gruyter, Berlin 1977; dort auch auf den Seiten 254 f. und 265 die bezeichnenden Hinweise auf Weizäckers Werk. Hilfreich für eine weitere Verfolgung dieser bislang eher verborgenen Korrespondenz ist der Umstand, daß jüngst auch der Nachlass von Michael Theunissen an das Deutsche Literaturarchiv Marbach gegangen ist.

¹⁴ Emil Angehrn war bereits mit einem Vortrag an der 12. Jahrestagung unserer Gesellschaft „Nach Freud. Medizinische Anthropologie und Psychoanalyse“ 2006 in Dresden beteiligt und hielt kürzlich den vielbeachteten Eröffnungsvortrag für die 20. Jahrestagung 2014 in der Alten Aula der Universität Heidelberg (www.vvwg.de, Rubrik „Texte“). Der hier abgedruckte Nachruf geht auf einen Vortrag anlässlich der postumen Verleihung des Stuttgarter Hegel-Preises an Michael Theunissen am 20. Juli 2015 zurück.

toteles oder Autoren der Vorsokratik zurückführen. Den Fluchtpunkt seiner Rückschau bildet die archaische Vorgeschichte der Philosophie in Dichtung und Religion, wobei dieser zusätzliche Schritt die historische Verständigung nicht einfach chronologisch ausweiten, sondern in der Sache radikaler und umfassender anlegen wollte.

Einen zweiten Spannungsbogen bildet die Polarität von Existenzdenken und Fundamentalphilosophie. Beides gilt als Markenzeichen des Denkens von Theunissen. Der Ausgang von der existenziellen Fragestellung Kierkegaards, dem seine Dissertation gewidmet war, bleibt im Gesamtwerk tragend, das von Fragen des menschlichen Lebens ausgeht und als Ganzes der *Lebensbedeutsamkeit der Philosophie* zugewandt ist. Von einer existenzialistischen Denkform distanziert es sich durch die Verbindung mit fundamentalphilosophischen Fragen: Nur dann, so meinte er, behält Existenzphilosophie eine aktuelle Bedeutung, wenn sie menschliches Dasein auf das Ganze hin übersteigt. Ebenso wendet er sich gegen das, was man den heroischen Gestus eines Existenzialismus genannt hat, der zwar das menschliche Dasein in seiner Zerrissenheit thematisiert, doch die Rettung aus der Uneigentlichkeit dem sich selbst bestimmenden, autarken Einzelnen überantwortet. Gegen diese Überhöhung rückt er mit Kierkegaard die Angst und Verzweiflung, aber auch den schwachen und leidenden Menschen in den Blick, der sich nicht selbst aus der Bedrückung zu befreien vermag.

Ein drittes Merkmal ist das Hinausgehen über die Grenzen der Philosophie. Philosophie ist kein in sich abgegrenztes Themenfeld, keine sich selbst genügende Denkform. Sie ist auf Erkenntnisse der Fachwissenschaften ebenso wie auf Zeugnisse des vorphilosophischen und außerwissenschaftlichen Denkens angewiesen. Für Michael Theunissen bedeutete dies einerseits die vertiefte Rezeption von Forschungen aus unterschiedlichen Disziplinen, wie der Theologie, der klassischen Philologie, der Psychiatrie, andererseits die eindringliche Aneignung kultureller Zeugnisse, die nicht der philosophischen Literatur, sondern der Dichtung und Religion entstammen. Theunissen war überzeugt, dass Philosophie nicht einfach eine wissenschaftliche Disziplin neben anderen ist, sondern dass sie mit Religion und Kunst eine Gemeinsamkeit teilt, die eine Grundschrift ihrer selbst ausmacht.

Alle diese Merkmale seines Philosophierens: die Verbindung gelehrter philologischer Textarbeit mit dem leidenschaftlichen Interesse an den Inhalten der Philosophie, die Verschränkung zwischen existenziellen und fundamentalphilosophischen Motiven, das Überschreiten der Grenzen der Philosophie hin zu den Wissenschaften, zu Religion und Dichtung – all dies trug zum unverwechselbaren, unzeitgemäßen und radikalen Profil der Philosophie von Michael Theunissen bei. Es machte sein Wirken im akademischen Betrieb zu einem singulären Ort lebendigen Denkens, das eine große Zahl von Schülerinnen und Schülern geprägt hat, für sie zum initialen Impuls und zur bleibenden Herausforderung in der eigenen Arbeit geworden ist.

Ein in den späteren Schriften in den Vordergrund rückender inhaltlicher Schwerpunkt, der die Substanz seines Werks charakterisiert und dessen bleibenden Beitrag zur Philosophie des 20. Jahrhunderts mit ausmacht, lässt sich mit dem Begriffspaar *Negativität und Transzendenz* umschreiben. Der Ausgang von der Erfahrung des Negativen und der Ausblick auf das Positive und Andere bilden einen Spannungsbogen, der die Werkgeschichte von der Dissertation bis zum Spätwerk durchzieht. Der von Theunissen seit den 1980er Jahren verwendete Begriff des *Negativismus* steht für die Disposition eines Denkens, das sich nicht mehr

auf ein affirmatives Fundament und eine gesicherte Erkenntnis des Ganzen abstützt, sondern sich des Wahren im Ausgang vom Falschen, in der Durchdringung des Negativen versichert. Dabei ist es nicht das auf sich fixierte, in sich verbleibende Negative, sondern das aus sich herausdrängende, über sich hinausweisende Negative, dem sein Interesse gilt. Im Besonderen geht er ihm in den unterschiedlichen Formen dessen nach, was er das *Leiden an der Zeit* nennt. Das unaufhaltsame Zerrinnen wie das Erstarren und Nichtvergehen der Zeit, das Zerfallen des temporalen Zusammenhangs, die erdrückende Last des Vergangenen und die Verslossenheit der Zukunft – all dies sind Erlebensformen, in denen die Zeit dem Menschen fremd wird, in denen sie über ihn herrscht und ihn sich selbst entfremdet. Im Gegenzug zum modernen Denken, das die Zeit affirmativ als etwas vom Menschen zu Gestaltendes und als Medium seiner Selbstverwirklichung auffasst, erinnert Theunissen an die metaphysische Tradition, die von früh an die Zeit als ein Negatives wahrnahm und die wahrhaftige Wirklichkeit jenseits von Zeit und Wandel ansiedelte. Gleichzeitig geht er in differenzierten Analysen, in philosophischer Durchdringung einer reichen Fachliteratur, den Manifestationen des pathologisch deformierten Zeiterlebens nach, um sowohl das Leiden an der Zeit wie die Formen der Befreiung und des subjektiven Widerstandes gegen die Herrschaft der Zeit zu erkunden. Es sind teils Formen des Freiwerdens von der Zeit, teils des Sichversöhnens mit ihr, die im Hineingehen in die Zeit das Andere der Zeit, die Ewigkeit, aufscheinen lassen, wobei für Theunissen alles darauf ankommt, dieses Andere nicht als metaphysische Zeitlosigkeit, sondern selbst als Leben und als Fülle der Zeit zu denken.

Greifbar wird in diesem Ausgriff der Berührungspunkt von Negativität und Transzendenz, durch den sich der Negativismus dem Nihilismus entgegenstellt – nicht nur dem bekennenden Nihilismus des 19. Jahrhunderts, sondern ebenso dem postmodernen Indifferentismus wie dem bewusstlosen Nihilismus des geschäftigen Alltagslebens und technischen Betriebs. Wenn Theunissen meint, dass es auch in der gegenwärtigen Welt ein Bedürfnis nach Philosophie gebe, und wenn er dies mit dem Verlangen nach einem anderen Leben und mit der Erwartung an die Philosophie verbindet, Alternativen zum Bestehenden aufzuzeigen, so ist dieses Motiv nicht unabhängig von der gezeichneten Verknüpfung von Leiden und Transzendenz. In solchen Ausgriffen wird auch fassbar, in welchem Sinn Theunissen selbst sein Denken als ein religiöses verstehen konnte, das sich als solches von Theologie wie Religionsphilosophie abhebt und sich eher über das mit der Kunst geteilte Vermögen bestimmt, im alltäglichen Leben den Raum eines anderen Lebens zu öffnen.

Diese innere Verwandtschaft mit der Kunst, im Besonderen der Dichtung, kommt in Theunissens letztem Hauptwerk, der monumentalen Monografie über den frühgriechischen Dichter Pindar, in umfassender und denkbar intensivster Weise zum Tragen. „Menschenlos und Wende der Zeit“ – so lautet der ausdrucksvolle Untertitel des Buchs, dessen beide Leitbegriffe eben für die Spanne zwischen Leiden und Hoffnung, für die Bewegung von der schicksalhaften Zeit des ephemeren Menschenwesens zum Einbruch der göttlichen Zeit stehen. In einer akribischen Entzifferung will Theunissen dem, was den eigentlichen Kern dieser Dichtung ausmacht, Geltung verschaffen. Es ist erneut die Auseinandersetzung zwischen den realen Erfahrungen des Menschseins in seinen Krisen und Erschütterungen und der übersteigenden Bewegung, wobei auch hier das vielfältige Zeiterleben den Raum dieser Auseinandersetzung bildet: auf der einen Seite die flüchtig entgleitende, aber

auch die schicksalhaft lastende Zeit, unter der wir leiden, auf der anderen Seite der Vorschein des Anderen, das Sichtbarwerden der unabgeholten Möglichkeiten im Prozess der Welt, das Hinausgehen über die Geschlossenheit des Bestehenden. Historische Besinnung hat das Potenzial verschütteter Erfahrungen aufzuschließen und im gelebten das ungelebte Leben zu erwecken. In alledem hält sich dieses Übersteigen auf Distanz zu einer metaphysischen oder religiös-dogmatischen Jenseitsvision. Ihm geht es um eine Erlösung im Weltlichen oder, wie Theunissen einmal schreibt, um eine Auferstehungshoffnung, die sich nicht von der weltlichen Hoffnung, der *spes humana*, abgetrennt hat.

Theunissens Werk ist ein Werk von höchster Komplexität, dem es um das Ganze geht, Ausdruck eines Denkens, das an die Grenze, an diametral entgegengesetzte Grenzen geht, indem es den Blick auf die ungeminderte Negativität des Leidens wie auf die rettende Kraft der Hoffnung offenhalten will. Diese Spannung auszuhalten und sie zu durchdenken, macht die unverwechselbare Gestalt und singuläre Kraft dieses Werks aus, dessen Wirkung weitergeht und noch aussteht.

Dieter Janz zum 95. Geburtstag



„Deine kostbare Gabe, teuerster alter Freund, hat mich in Jena ereilt (...). Die übersandten Blätter sind mir von unendlichem Wert; denn da mir die sinnliche Anschauung durchaus unentbehrlich ist, so werden mir vorzügliche Menschen durch ihre Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt. Solche Dokumente ihres Daseins sind mir, wo nicht ebenso lieb, als ein Portrait, doch gewiss als ein wünschenswertes Supplement oder Surrogat desselben. Sende mir daher was Du kannst, und rege mehrere Freunde dazu an; wie leicht gibt jeder den Beitrag eines solchen Blattes, das sonst verloren ginge und dessen Wert derjenige vorzüglich zu schätzen weiß, dessen Denkart im Alter eine historische Wendung nimmt.“¹⁵

Die Kenntnis dieser so eindrucksvollen wie nachdrücklichen Brieferoöffnung Goethes an seinen Freund Friedrich Heinrich Jacobi verdankt sich einem Hinweis von Albrecht Schöne. Auch bei Dieter Janz scheint es, als ob „dessen Denkart im Alter eine historische Wendung nimmt.“ Zwar galt schon seit langer Zeit sein Interesse den Briefen Viktor von Weizsäckers, nicht zuletzt der noch immer spärlichen biografischen Kenntnisse wegen. Doch mit der stetig wachsenden Zahl der Fundstücke und dem sich verstärkenden Eindruck von einer überaus breit verteilten und intensiv gepflegten Korrespondenz Weizsäckers, eröffnet sich ein völlig neuer Blick. Er betrifft weniger das Werk und dessen Genese, wie es von Briefen zumeist erwartet wird, stattdessen kommt etwas Unbekanntes zum Vorschein: markante Spuren der bislang eher verborgenen Persönlichkeit Weizsäckers, also Stimmungen und Haltungen gegenüber Menschen, Dingen und Situationen. Hier spielen die Materialität und äußere Anmutung eine Rolle, mehr noch aber die vielsagenden Nuancierungen der sprachlichen Abfassung bis hin zu den subtilen Ordnungen der Anrede- und Grußformen. Man spürt plötzlich, was diesen Briefen eingeschrieben ist, ohne geschrieben zu sein. Freilich – „wenn man nur hellseht und weitsichtig genug lesen könnte“. Dann aber ist es das „Vorzüglichste was wir durch Mitteilung älterer Briefe gewinnen“ – nämlich „uns in einen früheren, vorüberge-

gangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.“¹⁶ Nicht von der geistig-intellektuellen Bereicherung durch Lektüre älterer und großer Briefe ist in dieser späten Einsicht Goethes die Rede – nein, es geht um eine menschliche, eine leibhaftige Bewegung, in die der Leser gerät; er wird gleichsam in die Welt und in das Leben des Autors der Briefe hineingenommen.¹⁷

Die jahrelange und mühsame, nur immer in kleinen Schritten vorangekommene Erkundung und Sammlung der weit verstreuten Briefe Viktor von Weizsäckers, deren bloße Anzahl schon beeindruckt, zumal bislang nahezu nichts von diesem Œuvre eigener Art bekannt war, diese Mühe findet – so will es scheinen – einen ersten Lohn in jenem Beweg- und Verändertwerden, von dem soeben die Rede war.¹⁸ Ein überaus reiches Leben wird erneut bereichert; aber vermutlich braucht es einen bestimmten Reichtum, um solch anderer Bereicherung gewahr zu werden. So ist es eine schöne kalendarische Fügung, dass wir im Jahr dieser geburtstäglichen Würdigung nicht nur Albrecht Schöne faszinierenden Band zum „Briefschreiber Goethe“ dankbar entgegennehmen, sondern auch aus Anlass des 300. Geburtstages an den großen Lehrmeister deutscher Briefkultur, Christian Fürchtegott Gellert, erinnert werden. Von ihm stammt der inzwischen klassisch gewordene Vergleich des Briefs mit einem Gespräch.¹⁹ Dieser immanenten Dialogizität des Briefs gibt Albrecht Schöne noch eine bemerkenswerte Wendung, wenn er davon spricht, dass der Verfasser eines Briefs zugleich auch dessen erster Leser ist und „dabei den Adressaten zum Mitverfasser seines Textes“ macht. Genau darin sei die literarische Besonderheit des Briefs zu sehen: Der imaginierte Leser ist im Prozess des Schreibens immer schon anwesend. „Alles Geschriebene ist hier nicht allein an ihn gerichtet, sondern richtet sich auch nach ihm, ist nicht nur für ihn, sondern zugleich schon durch ihn bestimmt. Er führte dem Schreibenden die Feder.“²⁰ Auch wenn es schmerzliche Verluste sind, so fällt es epistolografisch nicht ins Gewicht, wenn ein großer Teil der von Dieter Janz gesammelten Briefe der zeitbedingten Lebensumstände ihres Autors wegen wohl ohne Gegenstücke

¹⁶ Johann Wolfgang von Goethe, Über Kunst und Altertum (1826). Frankfurter Ausgabe, I. Abt., Bd. 22 (Ästhetische Schriften V), S. 190. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt/M. 1999. Zu diesem, wie dem vorangegangenen Zitat vgl. Albrecht Schöne, Der Briefschreiber Goethe. C. H. Beck, München 2015, S. 26, 38.

¹⁷ Albrecht Schöne zeigt sehr eindrucksvoll, dass diese durchaus späte Einsicht Goethes in den besonderen Wert „älterer Briefe“ keineswegs selbstverständlich war. Gab es doch seit der frühen Zeit um 1770 und bis 1797 immer wieder Anlässe, zu denen Goethe große Mengen von Briefen verbrannte; vgl. ders., Der Briefschreiber Goethe, S. 22 ff.

¹⁸ Angesichts des Umfangs dieser Briefsammlung (ca. 1100 Briefe von und an Viktor von Weizsäcker und noch etwa 1000 Briefe, die ihn erwähnen oder seiner Frau gelten) und der Prominenz der Briefpartner aus Wissenschaft, Kultur, öffentlichem Leben und natürlich der Familie, wurde sehr schnell deutlich, dass dies zu einer großen Briefedition führen müsse. Wie es manch besondere Lebensumstände und die Vielfalt menschlicher Kontakte und nicht zuletzt die Gnade eines langen, geistig aktiven Lebens sind, die es Dieter Janz möglich machen, dieses große späte Werk erfolgreich voranzubringen, so soll hier nicht vergessen werden, dass es erneut Peter Achilles ist, der diesen Weg – wie schon zu Zeiten der Arbeit an der Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ – mit Sachverstand, Treue und der nötigen Liebe zum Detail begleitet.

¹⁹ Christian Fürchtegott Gellert, Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Johann Wandler, Leipzig 1751; vgl. auch Angelika Ebrecht et al. (Hrsg.), Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays. Metzler; Stuttgart 1990, bes. S. 61.

²⁰ Albrecht Schöne, Der Briefschreiber Goethe, aaO., S. 29 f.

¹⁵ Johann Wolfgang von Goethe, Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 10. Mai 1812. Briefe. Hamburger Ausgabe (BHA), Bd. 3, S. 190 – 191. C. H. Beck, München 1988, hier S. 190.

bleiben wird. Denn alle Briefe, sofern sie gelungen sind, enthalten bereits etwas von ihrem Gegenstück.²¹

75 Jahre „Der Gestaltkreis“



Unter dem Titel „Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen“ erschien 1940 im Georg Thieme Verlag Stuttgart Viktor von Weizsäcker bis heute bekanntestes Buch. Wobei diese Bekanntheit auch und gerade mit den Schwierigkeiten zu tun haben mag, die sich beim Umgang mit diesem Buch einstellen. Sie beginnen schon mit der schwer zu beantwortenden Frage nach der disziplinären Einordnung, spricht doch Weizsäcker selbst im Rückblick auf die Vorarbeiten davon, dass aus diesen „ein so vielfach irisierendes Gebilde, wie jenes Buch entstand“²². Aber auch schon der Titel selbst, genauer der von ihm geprägte Begriff des „Gestaltkreises“, trägt nicht unwesentlich zu einer Art von Bekanntheit bei, die nicht der näheren Kenntnis des damit bezeichneten Buches bedarf. Es ist das eigentümliche Schicksal mancher Buchtitel, dass sie losgelöst von der verhandelten Sache eine eigene Geschichte und Bedeutsamkeit entwickeln. So verwundert es wenig, wenn Weizsäcker bereits nach zehn Jahren aus Anlass der vierten Auflage sein ausführliches Vorwort mit einer Betrachtung zur Besonderheit dieses Titelbegriffs eröffnet.

„Die Bezeichnung ‚Gestaltkreis‘ hatte einen Vorteil, der eigentlich nicht beabsichtigt war. Das Wort erweckt nämlich kein so anschauliches Bild, wie es etwa das Wort Kreisgestalt tut. Es bleibt ein Unbehagen, indem Gestalten nichts Kreisendes an sich haben und das Kreisen, welches hier schließlich gemeint ist, nicht bildhaft wird. Eben diese unbehagliche Spannung zwischen einer sinnlichen Anschauung (die sowohl mit ‚Gestalt‘ wie mit ‚Kreis‘ angeregt wird) und dem unsinnlichen Begriff (der mit der Vereinigung beider entsteht) – eben diese spannende Unangemessenheit verhindert dann ein volles Mißverständnis. Und das ist der Vorteil.“²³

Wenige Jahre zuvor gibt er einen eindrucksvollen Hinweis auf die Denk- und Lebenshaltung, wie sie seinem Verständnis des „Gestaltkreises“ entspricht.

„Der Gestaltkreis ist nicht eine Abbildung der Lebensfigur oder Lebensbewegung, sondern er ist eigentlich eine Anweisung zur Erfahrung des Lebendigen. Man kann sich also als einen Reisen-

den auf der Bahn dieses Kreises vorstellen. Um zum Ausgangspunkt, d.h. zu sich selbst zurückzukehren, muß man mindestens einmal, plötzlich oder allmählich, die Reiserichtung umkehren, und das heißt, sich einmal um sich selbst drehen. Dies zwingt aber auch die Blickrichtung einmal mindestens so zu drehen, daß das vorher Sichtbare jetzt das Unsichtbare wird (und umgekehrt). Wie meine Bewegung, also in der Umkehr sich selbst entgegenwirkt, so schließt meine Sehrichtung jeweils die Wahrnehmung in der Gegenrichtung aus. So ist nun einmal der Gestaltkreis gebaut, und dieser Aufbau aus sich ausschließenden Gegensätzen veranschaulicht ganz gut, daß der Gestaltkreis antilogisch gebaut ist.

Wir erfahren dabei aber auch etwas über den Grund der Unruhe, die offenbar der Ausdruck der Widerspruchsatur unserer Existenz ist. Der Grund für beides, den Widerspruch und die Unruhe, ist die *gegenseitige Verborgenheit* unserer Existenzen im Gestaltkreis. Ich bezeichne dies als das Drehtürprinzip. Man kann den Gestaltkreis nicht in seiner Integration besitzen (weder denkend noch anschauend), sondern man muß ihn *durchlaufen* und seine Gegensätze erleiden in einem fortgesetzten *Aus-den-Augen-Verlieren* und einem immer neuen *Die-Wirkung-Verlieren*, um ein Neues zu gewinnen. Dieser Zustand läßt sich auch so aussprechen, daß wir den Besitz, die Gegenwart *unendlich überschreiten* müssen, und verlieren müssen, um zu besitzen, aber nicht ganz besitzen können, da wir immer verlieren. *Der biologische Akt ist also transzendent.*“²⁴

Aber ganz unabhängig von den Eigentümlichkeiten der Begriffsprägung „Gestaltkreis“ und den damit verbundenen Deutungen lohnt der Blick auf die publizistische Geschichte des Buches, das man mit guten Gründen als einen Wissenschaftsklassiker des 20. Jahrhunderts bezeichnen darf. Dazu wurde von der Viktor von Weizsäcker Gesellschaft in Verbindung mit dem Georg Thieme Verlag Stuttgart und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach ein kleiner Prospekt zusammengestellt, der neben Hinweisen zum Anliegen einen Überblick zur bisherigen Verbreitung des Buches zu geben versucht.²⁵

Diesem Heft der „Fortschritte Neurologie Psychiatrie“ liegt ein Exemplar bei, weitere können gern bei der Redaktion der „Mitteilungen“ bestellt werden.

²¹ Ein aus Anlass des 95. Geburtstages von Dieter Janz eingeworbener Text konnte vielfältiger Gründe wegen noch nicht in den Druck gehen. Gemeinsam mit dem schon angekündigten Bericht zu der von Wilhelm Rimpau betreuten Sekundärbibliographie wird er in der nächsten Ausgabe der „Mitteilungen“ zu finden sein.

²² Viktor von Weizsäcker, *Natur und Geist. Erinnerungen eines Arztes* (1944/1954). Ges. Schriften, Bd. 1, S. 9 – 190, hier S. 80.

²³ Viktor von Weizsäcker, Vorwort zur 4. Auflage (1948), in: *Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen* (1940). Ges. Schriften, Bd. 4, S. 77 – 337, hier S. 86.

²⁴ Viktor von Weizsäcker, Anonyma (1946). Ges. Schriften, Bd. 7, S. 41-89, hier S. 54f.

²⁵ Zur bisherigen Rezeptionsgeschichte dieses Buches gibt es eine seinerzeit von Wilhelm Rimpau angeregte und betreute Dissertation; vgl. Przemek Zybowski, *Rezensions- und Rezeptionsgeschichte zu „Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen“* von Viktor von Weizsäcker (2005). Südwestdeutscher Verlag für Hochschulschriften, Saarbrücken 2013.